

Zeitschrift: Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 91 (2011)
Heft: 986

Buchbesprechung: Buch des Monats

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

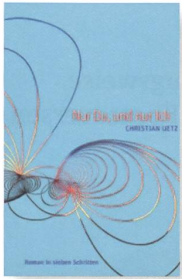
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buch des Monats: Schweiz



Das Mysterium der Wortdrogensucht

Christian Uetz: Nur Du, und nur Ich. Roman in sieben Schritten.
Zürich: Secession, 2011.

Wer ihn beim Wort nimmt, verliert den Text. Wer (allein) aufs Verstehen setzt, kriecht ihm auf den Leim. Er schreibt, wollte man sich zu einer Charakterisierung verleiten lassen, nicht über die Normalität, sondern über der Normalität. Aber was heisst schon «Normalität»? Christian Uetz' Bücher verweigern sich jeglicher Festschreibung und damit jeder Verkürzung und Reduktion. Auch in seinem neuen Buch, dem Roman «Nur Du, und nur Ich». Die Liebesgeschichte – wenn es sich denn um eine solche handelt – ist ein Himmel- und Höllenbericht zugleich. Ein Greifen nach dem Kathedralenfirmament, im Wissen darum, dass dort oben die Abgründe lauern.

Die «Handlung» allerdings ist eine Alltäglichkeit: Mann trifft Frau. Die Liebe nimmt ihren Anfang. Er gerät in einen Zustand der Hochspannung, in eine ekstatische Welt jenseits von Vernunft und herkömmlicher Ordnung. Fiebrig erwartete Verabredungen in Städten, in den Bergen, in Indien verkommen zu Desastern. Es geschehen die falschen Berührungen, es werden die falschen Blicke ausgetauscht und fallen die falschen Worte. Letztere vor allem. Vermeintlich Banales steigert sich zur Kardinalfrage, und die Dialoge stolpern wie kaputte Wagenräder. Sie will tanzen gehen, er sagt: «Ich habe einen unpassenden Pullover.» Und gleich beginnt das destruktive Hin und Her: «Zieh doch den Pulli einfach aus.» «Das T-Shirt ist hässlich. Ich habe auch schon arg viel getrunken.» «Das ist doch völlig egal, ich auch, das werden wir ewig bereuen, wenn wir jetzt nicht tanzen gehen.» «Okay, gehen wir.» «Nein, jetzt will ich nicht mehr, es war mir zu unspontan, jetzt habe ich keine rechte Lust mehr.» Die Suche nach dem Wort, dem einen Wort, steigert sich zum Ringen mit dieser Urstrafe, die im Anfang schon da war, dem (richtigen) Wort.

Das ist Christian Uetz' Thema. Er (ver)dreht und (ver)wendet jeden Einfall, jedes Denkmuster bis zum «Erkenntnisorgasmus» – um zum Schluss zu kommen: «Alles Sagen überhaupt ist Befleckung.» Zuvor aber singt er sein Klägelied der unzulänglichen und verbrauchten Sprache, erregt, verzückt, orgiastisch. Und die Liebeswahngeschichte dreht sich zuweilen in Endlosschlaufen und unterstreicht die für seine Texte typische musikalische Geräuschhaftigkeit: «Wenn ich ganz bei mir selber ganz bei dir bin, wie bei mir selber bei der Sprache und bei der Sprache nicht bei mir selber, dann kann ich gewiss sein, dass ich nicht ganz bei mir und nicht ganz bei der Sache und überhaupt nirgendwo nicht ganz spinn.» Humoraspekte, wie dieses «spinn» anstelle von «bin», sind häufige Zugaben und lockern das dichte Netz der Zeilen auf.

Dass Christian Uetz seinem Roman Zitate zweier Mystiker in Sachen Liebe voranstellt – Friedrich Hölderlin und Ingeborg Bachmann –, erstaunt nicht. Die Essenzen ihres Liebesverständnisses sind auch seine dominierenden Aromastoffe. Und wenn er explizit vom Unlebbaren der Liebe redet und ein gewaltreiches Traumkapitel einflücht, dann ist er näher bei Bachmann und ihrer Vernichtungsangst, die sich im Traumkapitel ihres Romans «Malina» als «Herzstück» manifestiert.

Als Uetz' Protagonistin, immer wieder auf Abstand und ihre Freiheit bedacht, in Ruhe gelassen werden oder die Beziehung ganz abbrechen will, notiert der Protagonist: «Wochen um Wochen dein tägliches Nichts.» Und bald darauf: «Endlich ist alles verloren, endlich ist das Nichtsmehrverlierenkönnen gewonnen.» Sobald sie jedoch wieder anruft, beginnt das Mysterium von vorn, das buchstäblich sprachlose, wortwörtliche Warten, die redliche Verunsicherung. «Wenn nichts passiert, passiert das Tiefste», sagt er – und preist damit wortmonströs ein Nichts. Christian Uetz' Bücher lassen keine Wahl. Wäre da nicht die Kongruenz von rauschhafter Darstellung und analoger Handlung, so könnte man ihnen einzig das zum Vorwurf machen. ◀

**Silvia
Hess**

ist Literatur-
kritikerin.
Die Autorin lebt in
Ennetbaden.

Buch des Monats: International



Der Unfassbare

Jonathan Littell: Bericht über nichts.
Berlin: Matthes & Seitz, 2011.

Kaum ein Werk hat in den letzten Jahren so polarisiert wie Jonathan Littells «Die Wohlgesinnten», der Bericht eines fiktiven SS-Offiziers über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust. Der Schriftsteller Jorge Semprun konstatierte bereits im Erscheinungsjahr 2006, es sei das Ereignis unserer Jahrhunderthälfte; andere fanden es per se amoralisch, der Sicht eines Nazis 1380 Seiten zu widmen. Aber die Polarisierung ging kaum je durch ein und denselben Leser. Ich hingegen war polarisiert. Ich las mal fasziniert, mal abgestossen, mal gelangweilt einige hundert Seiten, dann legte ich das Buch weg. Aber es beschäftigte mich! «Dieser Nazi hätte auch ich sein können», dachte ich. Und ist es nicht grossartig, wenn ein Buch verstört, das heisst, wenn man es nicht einordnen kann, wenn es unsere Kategorien übersteigt und damit in Frage stellt und verändert? Ist die Frage, ob ein Buch «gut» sei, überhaupt so wichtig, so interessant?

Littells neues Werk «Bericht über nichts» mit seinen gerade einmal 50 Seiten unterscheidet sich radikal von seinem Mammutwerk: Der Weltkrieg ist fern. Ein Ich-Erzähler berichtet von einer Party, einem Besuch im Freibad, einem Pornostreifen, einem Stierkampf. Wie in einem Traum oder einem David-Lynch-Film gleitet er von einer Szene zur andern; kaum etwas scheint ihn zu berühren, alles wirkt durchsichtig, wie Hologramme, nahe bei nichts.

Diese Losgelöstheit des Protagonisten erinnert beunruhigend an Maximilian Aue, den Plato lesenden Edelfaschisten aus «Die Wohlgesinnten». Er könnte ein Wiedergänger des Offiziers sein, im 21. Jahrhundert. Grosse Literatur hat aber doch mit echten Problemen und Konflikten zu tun, jemand, der lediglich durch die Welt schwebt, erzählt kaum mitreissende Geschichten. Aber gerade in seiner «Coolness» und Umrisslosigkeit ist Littells Protagonist auch sehr aktuell. Schon lange nicht mehr hatte ich bei einer Lektüre so sehr den Eindruck: Das ist heute.

«So war ich eben», heisst es einmal, als der Erzähler gerade seinen eigenen Geburtstag verpasst hat, «weder traurig noch fröhlich, weder aufgeschlossen noch verschlossen, neugierig auf alles, aber an nichts interessiert». Ist das vielleicht der Prototyp Mensch unserer Zeit, anpassungsfähig, mobil, überall einsetzbar, da eigentlich zutiefst gleichgültig – «Der flexible Mensch», wie ihn der Soziologe Richard Sennett skizziert hat? Ein Typ, der en passant mal kurz durch Zahlenjonglage eine Bank ruiniert?

Beim Besuch eines Stierkampfes fasziniert den Erzähler bloss die Verachtung des Matadors, sowohl seiner eigenen Verletzung wie auch dem Tod des Stiers gegenüber: «Es war eine Frage der Etikette, die in dieser Angelegenheit alles ist; Verletzungen oder der Tod spielen keine Rolle.» Ansonsten: Egomane. Nichts wird so intensiv beobachtet wie das eigene Gesicht, der eigene Körper. Zu diesem Narzissmus passt das Kokain, das an einer Party ausgiebig konsumiert wird – auf einem Spiegel. Dieser ist das Leitmotiv im «Bericht über nichts». Das Buch ist voller Spiegelungen, Wiederholungen, Variationen und erinnert dabei an Bataille, Blanchot, Robbe-Grillet. Manchmal gibt es jedoch erstaunliche Ausrutscher. Angesichts eines Pornofilms heisst es: «Hingerissen, wie von der Süsse einer überreifen Birne, hatte ich das Gefühl abzuheben.» Das klingt wie Ernst Jünger im Ausverkauf.

Aber, wie gesagt, es geht nicht so sehr darum, ob der «Bericht» gut ist. Es heisst, Littell hätte «Die Wohlgesinnten» in drei Monaten geschrieben. Dann hätte er, umgerechnet, für «Bericht über nichts» höchstens drei Tage gebraucht. Und das ist durchaus möglich. Hinter der Nonchalance spürt man einen seltsamen Druck, eine Art objektloses Begehren. Der Erzähler selbst schreibt, der Bericht entgleite ihm, er wisse nicht, woher er komme, was er bedeute, für wen er bestimmt sein könnte.

Littells neues Werk kann, ähnlich wie sein Vorgänger, als Spiegel dienen. So frage ich mich, ob ich in meiner Unentschiedenheit, in meiner Unlust zur klaren Kritik, nicht auch ein solches Schwebeteilchen bin, wie Littell es beschreibt. ◀

David Signer

ist promovierter Ethnologe, Journalist und Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Die nackten Inseln» (2010).

Buch des Monats: Freiheit



Zweierlei Wirtschaftswunder

R. James Breiding/Gerhard Schwarz:
Wirtschaftswunder Schweiz. Ursprung und Zukunft eines Erfolgsmodells.
Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2011.

Zwischen 1949 und 1970 sah die Bundesrepublik Deutschland mehr als eine Verdopplung des Pro-Kopf-Sozialprodukts. Vergleicht man dieses gigantische Wachstum der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg mit den mageren Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, so wundert man sich nicht, dass damals von einem Wunder gesprochen wurde – dem berühmten «Wirtschaftswunder».

«Wirtschaftswunder» – dieser Begriff erfüllte die Deutschen, die sonst in diesen Jahren mit gutem Grund allzu grossem nationalem Gepränge abhold waren, mit so etwas wie patriotischem Stolz. Vergeblich warnte schon Ludwig Erhard, dass es sich keineswegs um ein unerklärliches Wunder handle, sondern um die logische Folge einer konsequent liberalen Ordnungspolitik. Das Gefühl, einem Wunder beigewohnt zu haben, hat sich jedoch tief in das Kollektivgedächtnis der Deutschen eingepreßt.

Was soll man als Deutscher dazu sagen, wenn nunmehr unsere südlichen Nachbarn, die Schweizer, den Begriff des «Wirtschaftswunders» für sich reklamieren? Das sogenannte «Wunder» ist zwar natürlich auch in der Schweiz keines, allerdings vermögen es die Eidgenossen wie kein anderes Volk in Europa, eine Wirtschaftspolitik zu verfolgen, die in vielen Bereichen durchaus beispielhaft und im eigentlichen Sinne gar «wunderbar» ist.

Die Frage lautet folglich: Wer schafft es künftig besser, der Wirtschaft die richtigen Rahmenbedingungen zu setzen, damit sie den Wohlstand dauerhaft mehren kann? Deutschland – ein Land mit günstigen natürlichen Grundlagen – hat für rund zwei Jahrzehnte genau das Richtige getan, nämlich auf die Kreativität und Produktivität möglichst freier Individuen gesetzt. Indessen hat die Schweiz – ein bergiges Land mit ungünstigen natürlichen Grundlagen – eine (mindestens) seit dem 19. Jahrhundert kontinuierlich fortgeführte Wahrung ordnungspolitisch kluger Bedingungen betrieben. Wie es dazu kam und was erreicht wurde, fasst nun der anschaulich und schön edierte Band «Wirtschaftswunder Schweiz» von James Breiding und Gerhard Schwarz zusammen.

Als Beispiel sei hier die lange Tradition des Föderalismus und der kommunalen Autonomie genannt. Beides ist in der Schweiz wesentlich ausgeprägter und fruchtbarer als in Deutschland. Das Buch veranschaulicht die tieferen Zusammenhänge zwischen Föderalismus, Kleinstaat, Gemeinsinn, Rechtsordnung und produktivem Wettbewerb in einfachen und klaren Worten. Beim Erfolgsmodell Schweiz greift alles auf mannigfache Weise ineinander. Kantonale Hoheiten, etwa bei der Besteuerung, richten die Produktivitätsströme immer wieder neu aus und stiften dennoch nur sehr selten Unfrieden: der Bürgersinn der kleinen Einheit schafft eine Wirtschaftskultur, die gleichzeitig den Rechtssinn fördert und den Schweizern seit jeher den Antrieb nahm, sich in zentralistisch-sozialistischen Utopien zu verlaufen.

Spricht die deutsche Politik von diesem eindrücklichen Wohlstand der Schweiz, dann tendiert sie in letzter Zeit vermehrt dazu, die Diskussion auf den schweizerischen Bankensektor und den durch ihn erlangten – vermeintlich unfairen – Vorteil zu reduzieren. Man erinnert sich noch an einen Finanzminister, der in schräger Analogie von den Schweizern als «Indianern» sprach, die man mit der Kavallerie einschüchtern müsse. Einmal abgesehen davon, dass sich Politiker wettbewerbsaverser Hochsteuerländer immer gerne dergestalt über Länder beschwerten, die ihren Bürgern weniger Lasten aufbürden und dennoch besser wirtschaften, stimmt das Bild der Schweiz als eines von netten Bergen umrahmten Bankenviertels hinten und vorne nicht. Die Schweiz ist in erster Linie ein Unternehmer-, kein Bankenland.

Aber es stimmt: die Schweiz verfügt über einen grossen und überaus erfolgreichen Bankensektor. Das Buch, das sich Kapitel für Kapitel durch die verschiedenen Wirtschaftszweige hindurchdekliniert, zeichnet auch die Bankengeschichte des Landes nach, die stark durch den Protestantismus geprägt ist. Dabei machen die Autoren – und das sei

Detmar Doering

Detmar Doering ist
Leiter des
Liberalen Instituts
der Friedrich-
Naumann-Stiftung
in Potsdam.

der deutschen Politik zur Lehre gedacht – auf den Segen des Schweizer Bankgeheimnisses für Deutschland und Europa während der Notjahre der Inflation, der Grossen Depression und des Weltkriegs aufmerksam. Denkt heute noch jemand daran, wie viele vor dem Nationalsozialismus fliehende Juden aus Deutschland das Bankgeheimnis vor Ruin und Not rettete?

Das eigentliche Rückgrat der Wirtschaft, lernt der Leser, ist jedoch – und hier gleicht die Schweiz einmal mehr Deutschland – ein sehr dynamischer Mittelstand. Oft waren es geniale Tüftler und solide Geschäftsleute, die aus kleinen Anfängen grosse Weltmarkenführer entwickelten. Das Buch erzählt einige ihrer spannendsten Geschichten. Von der Chemieindustrie über den Maschinenbau bis hin zum Handelssektor hat die Schweiz Weltwirtschaftsgeschichte jenseits des Bankensektors geschrieben, die vielfach deutschen Systemkritikern und schweizerischen Haarspaltern den Wind aus den Segeln ihrer Kritik nimmt. Nicht zu vergessen: die Tourismusbranche, ein Pflaster schweizerischer Pionierleistungen und auch in Zeiten eines starken Frankens noch gut im Geschäft, und die Textilindustrie, die einst der Motor der Industriellen Revolution war, heute aber eher ein Nischendasein pflegt – auch hier wieder in Analogie zum nördlichen Nachbarn.

Und noch ein beliebtes Vorurteil beseitigt das Buch: Die Schweiz gilt vielen Deutschen – wohl durch die übertriebene und auch bisweilen verfälschte Berichterstattung über einige jüngere Referenden – als tendenziell xenophob. Die Statistiken des Buches belehren den Leser eines Besseren: in keinem europäischen Land – mit Ausnahme Luxemburgs – leben und arbeiten (unbehelligt) anteilig so viele Ausländer wie in der Schweiz. Früh hat die Schweiz erkannt, dass gerade ein an natürlichen Rohstoffen armes Land in besonderem Masse des Rohstoffs «Humankapital» bedarf. Als konkretes Beispiel wird der libanesische Einwanderer Nicolas G. Hayek angeführt, der mit seiner weltbekannten «Swatch» letztlich für die wirtschaftliche Rettung einer ganzen Traditionsbranche, nämlich der Uhrenindustrie, verantwortlich zeichnete. Die Schweiz hat es stets verstanden, sich die besten Köpfe aus dem Ausland zu sichern – und die blosser Einwanderung in den Sozialstaat erfolgreich einzudämmen. Auch hier könnte sich, das zeigt die letztjährige, emotional geführte Debatte um Herrn Sarrazin, Deutschland durchaus eine Scheibe abschneiden.

Wer hatte also nun das wunderbarste Wirtschaftswunder? Eindrücklich sind sicher beide Erfolgsgeschichten – die der Schweiz und die des Nachkriegsdeutschlands, das sich mit der sozialen Marktwirtschaft die wirtschaftliche Grundlage für das Gelingen seiner Demokratie schuf, was eine nicht unbeträchtliche Errungenschaft darstellt, wovon sicher auch die Schweiz gelernt hat. Zu konstatieren ist aber, dass das Schweizer Modell sich als langlebiger oder auch – um einen abgegriffenen Modebegriff einmal sinnvoll zu verwenden – als nachhaltiger herausgestellt hat.

Während es eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten bei der Wirtschaftsstruktur (relativ non-zentral, mittelständisch) gibt, sind die institutionellen Voraussetzungen und ihre historischen Evolutionen aber doch zu verschieden, um beide Länder einfach miteinander vergleichen zu können. Von einer jahrhundertlang andauernden Friedenszeit und einem hohen Mass an geschichtlicher und institutioneller Kontinuität geprägt, pflegt der Schweizer einen natürlicheren und selbstbewussteren Umgang mit den Grundlagen dessen, was das Wunder zum Wunder werden liess. In Deutschland, das mit gewaltigen (oft selbstverschuldeten) politischen Umbrüchen und wenig Kontinuität gesegnet war, scheint dies nur selten zu gelingen. Deshalb haben wir in Staat, Sozialsystemen, öffentlichen Haushalten und Bürokratismus mittlerweile falsche Anreize geschaffen, die langfristig das Erbe des «Wirtschaftswunders» zu verspielen drohen.

Gerade deshalb sollten wir Deutsche uns ab und an das Beispiel anderer Länder zur Inspiration angedeihen lassen. Ein Blick in das Buch «Wirtschaftswunder Schweiz», diese lebendige Geschichtsstunde, wäre da ein guter Anfang. ◀